

nachsatz #9

Kontamin

afo

architekturforum oberösterreich

nachsatz #9

Kontaminierte Orte Teil I

- 3 **Kontaminierte Orte**
Prolog von Martin Pollack
- 4 **Über die Schuld von Orten**
Einführung von Georg Wilbertz
- 8 **Marchtrenk**
Kriegsgefangenenlager
- 10 **Mauthausen**
Kriegsgefangenenlager
- 12 **Schlögen**
Bettlerhaftlager
- 14 **Linz**
Prunerstift
- 16 **Linz**
Psychiatrische Klinik Niedernhart
- 18 **Linz**
Sozialpädagogisches Jugendwohnheim Wegscheid
- 20 **Kremsmünster**
Benediktinerstift

nachsatz #9

Kontaminierte Orte Teil II

- 28 **Linz**
Intertrading-Gebäude
- 30 **Ried i. I.**
Jahnturnhalle
- 32 **Offenhausen**
Dichterstein
- 34 **Steyr**
Ennsleite
- 36 **Linz**
Landesgericht
- 38 **Lochen**
Richtstättenweg
- 40 **Frankenburg**
Frankenburger Würfelspiel
- 42 **Linz**
Terminal Tower
- 44 **Kein Archiv, kein Buch – ein Regal**
Zum Ausstellungskonzept

Kontaminierte Orte

Kontaminierte Orte. Orte, meist auf den ersten Blick harmlos, unschuldig, die jedoch etwas verbergen, ein düsteres Geheimnis, das auf die Vergangenheit verweist. Sie sind verbunden mit Geschehnissen, in vielen Fällen mit Verbrechen, die hier passiert sind, oder auch mit Personen, die dafür die Verantwortung tragen. Viele dieser Orte sind allgemein bekannt, doch manchmal ist längst in Vergessenheit geraten, was hier geschehen ist, oder es wurde verdrängt, absichtlich. Irgendwann muss endlich Schluss sein, irgendwann müssen wir aufhören, die unselige Vergangenheit wieder aufzurühren, mit der wir schließlich nichts, aber schon gar nichts zu tun haben, bekommen wir oft zu hören, wenn von solchen Orten die Rede ist.

Es gibt zahlreiche solcher Orte, nicht nur in Österreich, nicht nur in Europa, es gibt sie überall, doch wir wollen uns auf Oberösterreich beschränken. Auch hier existieren zahlreiche Orte, die wir als kontaminiert bezeichnen können. Mehr jedenfalls, als in der Ausstellung, um die es hier geht, thematisiert werden können. In der Ausstellung können nur einige beispielhaft herausgegriffen werden, stellvertretend für viele. Manche sind vielleicht bis heute noch gar nicht bekannt. Da gibt es noch so manches zu entdecken und aufzudecken.

Das ist eine Herausforderung für uns alle, denn die kontaminierten Orte sind kein abstraktes Thema, wir leben mit ihnen, oft buchstäblich Tür an Tür. Ich denke dabei an meine Kindheit in Linz, am Bauernberg, eine schöne, damals noch ruhige Gegend. Schräg vis-à-vis von unserem Haus in der Stockbauernstraße 12 stand eine Villa, die seit dem August 1938 vom Gauleiter von Oberdonau, August Eigruber, bewohnt wurde. Die Villa in der Stockbauernstraße 11 hatte dem jüdischen Rechtsanwalt Hermann Schneeweiss gehört und war zugunsten des Gaus Oberdonau eingezogen, also geraubt worden. Als Kind hatte ich keine Ahnung von der dunklen Vorgeschichte des Hauses, darüber wurde bei uns nicht geredet. Darüber wurde eisern geschwiegen, wie in so vielen Familien in unserem Land.



Was sollen wir tun? Sollen, können wir solche Orte für tabu erklären, zu Unorten, die es für ewige Zeiten zu meiden gilt? Ich glaube nicht, dass das eine gute Lösung wäre, abgesehen davon, dass sie kaum praktikabel erscheint. Nein, wir müssen diese Orte akzeptieren, wir dürfen sie nicht aus unserem Blickfeld, aus unserem Bewusstsein bannen. Wir müssen uns dem stellen, wofür sie stehen, wir müssen uns mit ihrer oft schmerzlichen, ja peinigen Geschichte auseinandersetzen, ohne etwas zu verschweigen oder zu verdecken.

Martin Pollack
Bocksdorf, 1. 12. 2019

Über die Schuld von Orten

Wir bewahren die Namen, erlassen Gesetze und errichten Gedenkstätten, damit die unverzeihlichen Tode so wirken, als dienten sie einem Zweck. Obwohl es in Wirklichkeit natürlich wir sind, die dem Zweck dienen. Die Toten und ihr Tod können es nicht – sie sind nur ein Entfernen, ein Auslöschen. [...] Niemand hat sich in den Leichenschlamm an der Somme geworfen, weil er auf inspirierende Erinnerungskunst hoffte.“

A. L. Kennedy, „Süßer Ernst“ (2018)

Spätestens mit dem massenhaften Grauen des 20. Jahrhunderts, den Lagern, Fronten, den Deportationen und Genoziden, den oft mit verstörender Präzision durchgeführten Massentötungen entwickelte sich das gesellschaftliche Bedürfnis, diesem Schrecken und Wahnsinn einen Sinn zu geben. Und sei es „nur“ im mahnenden „Nie wieder!“, das zu den allfälligen Gedenkdaten ritualartig beschworen wird. Neben dem überaus berechtigten und unbedingt notwendigen Erinnern an die Menschen, denen – in der Regel ohne jeden Sinn – Leid und Gewalt zugefügt wurde, erfüllt dieses Gedenken natürlich auch einen ethisch-moralischen Zweck: Wir erhoffen (und erträumen) uns eine Gesellschaft, die derartige Taten und die mit ihnen verbundenen ideologischen Prämissen nicht mehr zulässt. Manchmal wird dieses Ideal sogar zum konstituierenden Faktor der politischen Gesellschaftsbildung, wie das Beispiel der Bundesrepublik bis in die jüngere Vergangenheit deutlich machte. Die NS-Vernichtungspolitik und die daraus nach 1945 resultierende Haltung gegenüber den jüdischen Opfern waren (und sind zumindest noch teilweise) identitätsstiftende Faktoren „ex negativo“.

Im Sinne des Zitats von A. L. Kennedy kann vom Leid ein Zweck ausgehen, eine Kraft, die uns vermeintlich gesellschaftlich zum Besseren führen soll. Betrachtet man das 20. Jahrhundert in Europa, zeigt sich in dieser Hinsicht eine merkwürdige, fast schon zynische Korrelation: Die Bereitschaft zum mahnenden Gedenken wächst mit der Dimension des Leids. Allerdings zeigt das jüngst zu beobachtende Erstarken neo-rechter und nationalistischer Auffassungen und Strömungen, dass selbst das schlimmste Grauen je nach gesellschaftlicher Lage nur eine befristete Wirkungsdauer entfaltet. Gerade einmal rund zwei Generationen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs werden erneut Schlagwörter wie Nation, Volk, Rasse, Religion etc. mit beschwörender Konsequenz in den politisch gesellschaftlichen Diskurs gezwängt. Wieder sollen für diese häufig missbrauchten Begriffe „Opfer“ gebracht

werden. Wer auch immer diese bringen wird, sie werden erneut sinnlos sein und ausschließlich die destruktiven Phantasien rechter Ideologen befriedigen.

Warum Orte?

Was hat dies alles mit Oberösterreich zu tun? Warum eine Ausstellung zu kontaminierten Orten in diesem Bundesland? Es gibt viele Möglichkeiten, sich dem Grauen und der Gewalt – nicht nur des 20. Jahrhunderts – anzunähern, sich die vergangenen Ereignisse zu vergegenwärtigen und daraus Rückschlüsse auf historische sowie aktuelle politische und gesellschaftliche Zustände zu ziehen. Zeitzeugenberichte, Tagebücher, die Darstellung und Aufarbeitung in fiktionalen und nichtfiktionalen, wissenschaftlichen Beiträgen und vieles mehr ermöglichen eine Beschäftigung mit der Vergangenheit in nahezu jeder gewünschten Intensität.

Die konkreten Orte, an denen ein Geschehen stattgefunden hat, spielen dabei eine zentrale, teilweise widerspruchsvolle Rolle. Für das Gedenken ist der konkrete (Tat-)Ort in vielfacher Hinsicht bedeutend. Er ermöglicht den direkten Zugang. Wir können uns zu ihm hin bewegen, ihn besuchen und wahrnehmen. Wir können ihn auf uns wirken lassen. Er verbürgt eine – häufig problematische – Authentizität und lässt uns vermeintlich eintauchen in den Schrecken, der sich hier abgespielt hat. Orte der Gewalt können neben der gewünschten reflektierten und pietätvollen Annäherung auch genau das Gegenteil ermöglichen. Es gibt keine Garantie dafür, dass ein Gedenkort wie das KZ Mauthausen nicht auch diejenigen anzieht, die das dort Geschehene bejahen, bewundern und eine ganz andere Art der „Aura“ suchen und finden.

Nicht immer geht die Kontamination eines Ortes von Gewalt und Leiden aus. Auch die erinnernde Verherrlichung an menschenverachtenden Systemen, die manchen Orten oder Gebäuden eingeschrieben ist und „gepflegt“ wird, sollte im Kontext der Kontamination wahrgenommen und kritisch hinterfragt werden. Womit wir in Braunau wären.

Kontaminierte Orte

Einer der Ausgangspunkte der Ausstellung ist ein bis heute unscheinbares Biedermeierhaus in Braunau am Inn. Hat es „Schuld“ auf sich geladen, „nur“ weil der mutmaßlich größte Verbrecher des 20. Jh. hier geboren wurde? Mit dieser naiv wirkenden Fragestellung trifft man bereits den Kern des Diskurses zu Erinnerungsorten. Der physische Ort bleibt in seiner materiellen Manifestation neutral. Ausnahmen bilden allenfalls jene Orte oder Einrichtungen, die bewusst geschaffen wurden, um Leid und Qual zu ermöglichen bzw. zu verursachen. Diese ausgenommen werden wir bei allen anderen Orten, die durch Gewalt und Leid Kontaminationen erfahren haben, mit – mindestens – einer Doppelkodierung konfrontiert. Hitlers Geburtshaus erfährt seine negative Aufladung (oder Kontamination) durch ein Geschehen, mit dem es nicht unmittelbar verbunden ist. Trotzdem handelt es sich um einen überaus problematischen Ort, der wie andere Geburtsorte berühmter Persönlichkeiten zum Gedenkort, für manche sogar zum Ort der Verehrung wird. Wie geht man mit solchen Belastungen um?

Die langwierigen Diskussionen um das Hitler-Geburtshaus in Braunau verdeutlichen exemplarisch, wie schwierig es ist, eine angemessene Strategie der Weiternutzung des Gebäudes zu entwickeln und umzusetzen. Neben Fragen der Funktion (aktuell wird eine Polizeistation angedacht) treten solche der Gestaltung. Bejaht man den Verlust der Unschuld eines Gebäudes, wird fast zwangsläufig eine formale Neudefinition notwendig oder wünschenswert. Sie besteht zu meist im deutlich ablesbaren Bruch mit dem Bestehenden oder einer markanten Intervention in den Bestand. Hierdurch soll nicht nur die ursprüngliche Aura gebrochen werden. Zugleich symbolisiert die gestalterische Inszenierung des Bruchs auch eine grundlegende Abkehr von den verurteilten Ideologien. Ein in dieser Hinsicht wichtiges Beispiel stellt Günther Domenigs architektonische Intervention an der Nürnberger Kongresshalle dar.

Desaströse Idyllen

Hitlers Geburtshaus in Braunau ist bekannt – rund 400 Kommentare und Bewertungen alleine bei Google Maps sprechen eine deutliche Sprache. Auch die großen Konzentrationslager der Nazizeit sind Teil des kollektiven historischen Wissens und Bewusstseins. Gerade an ihnen wurden die heutigen methodischen, wissenschaftlichen und terminologischen Standards der Erinnerungs- und Gedenkstättenarbeit nach 1945 entwickelt. Nicht nur dieser Umstand sprach dafür, in der gezeigten Ausstellung die NS-Zeit weitestgehend auszuklammern. Die Ausstellung bot nicht den Raum und die Möglichkeit, der bereits hervorragend dokumentierten und analysierten Zeitspanne von 1938 bis 1945 Aspekte hinzuzufügen. Hinzu trat ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt. Die Dimension der Naziverbrechen macht es fast unmöglich, andere historische Ereignisse eigenständig darzustellen bzw. ins Zentrum zu rücken. Der präsentierte Blick auf Oberösterreich sollte jedoch epochenübergreifend sein und die Möglichkeit bieten, anhand ausgewählter Beispiele verschiedenste Formen von Gewalt, Leid, Verbrechen und letztendlich daraus erwachsender Kontamination aufzuzeigen.

Ein weiterer Ausgangspunkt war neben der Diskussion um das Hitlerhaus in Braunau ein zentrales Werk Martin Pollacks. In seinem Essay „Kontaminierte Landschaften“ (2014), das die Zeit des 2. Weltkriegs in den Blick nimmt, geht Pollack – überspitzt formuliert – davon aus, dass wir in Mitteleuropa auf einem Gräberfeld leben. Ursächlich hierfür sind Kriege, Vertreibungen, Massenmorde und Verbrechen aller Epochen, wobei das 20. Jahrhundert auch in dieser Hinsicht eine neue, davor liegende Phasen übersteigende Qualität besitzt. Dass es kaum Landschaften und Orte in Mitteleuropa gibt, die nicht zum Schauplatz von Gewalt wurden, war für die Ausstellungskonzeption jedoch nur ein Aspekt. Ebenso bedeutend wie anregend sind die Hinweise Martin Pollacks auf die vielfältigen Strategien, geschehenes Grauen unsichtbar zu machen,

Kontaminierte Orte

zu vertuschen oder zu leugnen. Die Art und Weise, wie dies geschieht und wie „erfolgreich“ es sein kann, gibt signifikant Auskunft über die Verfasstheit von Gesellschaften. Ohne hier näher darauf eingehen zu wollen, kommt Martin Pollack zum Schluss, dass das Verbergen und Vertuschen die am wenigsten geeignete Methode ist, um mit Akten der Gewalt und des Verbrechens umzugehen. Verborgenes und geleugnetes Geschehen führt ein kaum beherrschbares „Schattendasein“ im Unbewussten ganzer Gesellschaften. Es wirkt, bleibt es unausgesprochen, beunruhigend und vergiftend.

Für die Ausstellung hatten Pollacks Thesen die Konsequenz, das häufig besungene „Idyll“ Oberösterreich in seinem Sinne zu hinterfragen und exemplarische Orte der Gewalt vorzustellen. Diese repräsentieren nicht nur unterschiedliche Epochen, sondern versuchen – andeutungsweise – ein Spektrum unterschiedlicher Taten und Gewaltstrukturen aufzuzeigen. Dabei spielen die Rezeption, die erfolgte Aufarbeitung und der heutige Umgang mit dem Geschehen eine wichtige Rolle. Die Auswahl der nun vertretenen vierzehn oberösterreichischen Orte mag zunächst willkürlich erscheinen. Fachleute und Informierte werden vieles vermissen. Ein lückenloses, flächendeckendes Bild der oberösterreichischen Verhältnisse zu zeigen, konnte nicht das Ziel der Ausstellung sein.

Institutionen, Systeme und ihr Versagen

Entgegen anfänglicher Überlegungen, auch Individualverbrechen zu berücksichtigen, wurden ausschließlich Beispiele herangezogen, die als institutionalisierte oder systembedingte Gewalt greifbar waren. Auch wenn diese Aussage problematisch erscheinen mag, geben strukturelle Verwerfungen mehr und klarer Auskunft über gesellschaftliche Zu- und Missstände. Darüber hinaus verbindet sich mit systembedingter Gewalt ein weiterer zentraler Aspekt. Sie bedarf häufig einer räumlich fassbaren Hülle. Sie entfaltet sich vor allem in tatsächlich oder vermeintlich abgeschlossenen „Architekturen“ der Macht und des Machtmissbrauchs. Dies kann ein Kriegsgefangenenlager des 1. Weltkriegs, ein barockes Stift oder ein

umzäuntes Jugendwohnheim sein. Viele dieser Architekturen der Macht und des Missbrauchs entstanden ursprünglich aus völlig anderen, positiv gewerteten Beweggründen heraus. Die hoch über dem Ort thronende Gottesburg des Stifts Kremsmünster wurde zur monumentalen Hülle für einen der größten Skandale sexuellen Missbrauchs und körperlicher Züchtigung von Schülern in Österreich. Die Kriegsgefangenenlager des 1. Weltkriegs sollten entsprechend der Haager Landkriegsordnung der „humanen“ Unterbringung der internierten Soldaten weit entfernt von den Frontlinien dienen. Mit den psychiatrischen Anstalten verband sich die – in der Realität oft unverwirklichte – Utopie einer menschenwürdigen Behandlung seelisch Kranker. In den bis in die jüngere Vergangenheit hinein von brutalen Erziehungsmethoden geprägten Heimen für Jugendliche sollten diese eigentlich an ein selbstständiges Erwachsenen-dasein herangeführt werden. Die Beispiele ließen sich fortsetzen. Betrachtet man beispielsweise die inzwischen wissenschaftlich sehr gut aufgearbeiteten Verhältnisse in Kremsmünster oder den oberösterreichischen Jugendheimen, so wird unmittelbar deutlich, dass Gewalt und Missbrauch in einem sehr unmittelbaren Sinn Folgen von Systemversagen sind. Dabei spielen nicht nur die personellen und hierarchischen Strukturen und deren Pervertierung durch die Täter eine entscheidende Rolle. Oft sind es auch die baulichen Gegebenheiten, die durch Abschottung den Systemmissbrauch durch Einzelne oder Gruppen ermöglichen oder zumindest erleichtern. Immanent zugehörig sind Handlungsmuster wie das Vertuschen, das Leugnen oder die Diffamierung bzw. Marginalisierung der betroffenen Opfer.

Neben Orten mit „Systemversagen“ treten weitere spezifische Beispiele der Kontamination. Sie sind nicht immer geprägt durch unmittelbare Gewalt oder spürbares Leid von Betroffenen. Ein fragwürdiges „Denkmal“ wie der inzwischen verrottende „Dichterstein“ in Offenhausen bei Wels steht in der Ausstellung symbolisch für die zutiefst verstörenden „Kulturaktivitäten“ neonazistischer Kreise nach 1945. Hier geht es nicht um Kultur, sondern um die Revision eines Weltbildes,

Kontaminierte Orte

das fast zwangsläufig Rassismus, Gewalt und Menschenverachtung zu Mitteln gesellschaftlicher „Ordnung“ erklärt. Ein so unschuldig daherkommender Bau wie die Jahnturnhalle in Ried i. Innkreis verweist auf bis heute wirksame Traditionslinien deutschnational und völkisch orientierter Kreise. Dem Bettlerhaftlager in Schlögen ging in den frühen 1930er Jahren eine politische Diskussion über wirtschaftliche und soziale Randexistenzen voraus, deren aggressive Diktion sich heute teilweise wortgleich in den Beiträgen rechtskonservativer Parteien und Gruppierungen wiederfindet.

Umdeutungen und Neudeutungen

Neben all diesen skizzierten Aspekten stellt sich natürlich immer die Frage, wie lange Kontaminationen wirken, wie lange sie – wenn überhaupt – im Bewusstsein verankert sind. Auch dies ist vielfach von der Dimension der Ereignisse abhängig. Einen nicht zu unterschätzenden Faktor stellt dabei der zeitliche Abstand zum Geschehen dar. Aus den Hinrichtungsstätten des Spätmittelalters und der Neuzeit lassen sich heute touristisch interessante und nutzbare Destinationen generieren (siehe das Beispiel Lochen). Ein tragisches Ereignis wie das Frankfurter Würfelspiel (1625) konnte 1925 – damals durchaus deutschnational konnotiert – zu einem Freilichttheater mutieren, das bis heute mit großem Erfolg aufgeführt wird. Dies allerdings nach 1945 unter gänzlich anderen, reflektierten und durchaus kritischen Prämissen.

Zurück zur Dimension der Gewalt. Heute erscheint es uns undenkbar, dass ein Ort des Grauens wie das Konzentrationslager Mauthausen zukünftig „vergessen“ werden könnte. Sicher, die Methoden und Gewichtungen der dort stattfindenden Erinnerungsarbeit sind Wandlungen und Anpassungen unterworfen. Sicher, rechte Propagandisten feilen bereits an Neudeutungen, Verharmlosungen und veränderter gesellschaftlicher Einbettung vergleichbarer Orte. Aber ein grundsätzliches Vergessen erscheint uns gegenwärtig undenkbar. Und doch ist Mauthausen hinsichtlich der Frage, welche historischen Ereignisse bewusst und relevant bleiben, ein besonderer Ort.

In Mauthausen lässt sich ein symptomatisches Phänomen im Umgang mit historisch belasteten Orten beobachten. Im zwischen 1914 und 1918 bestehenden Kriegsgefangenenlager Mauthausen herrschten entsetzliche Verhältnisse. Diese führten zur mit Abstand höchsten Sterblichkeitsrate unter den österreichischen Kriegsgefangenenlagern. Diesbezüglich gehört Mauthausen schon 1914–18 zu den frühen, prototypischen Schreckensorten des beginnenden 20. Jahrhunderts. Heute ist dies kaum noch jemandem bewusst. Das zigtausendfache Leid wurde „überlagert“ vom noch vielfach grauenvolleren Sterben im KZ der Nazizeit.

Georg Wilbertz

Literatur

- Allmeier, Daniela, Manka, Inge u.a. (Hg.): Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen. Bielefeld 2016 (= Architekturen 28).
- Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999.
- Assmann, Aleida: Formen des Vergessens. Göttingen 2016.
- Binder, Dieter u. John, Michael: Heimerziehung in Oberösterreich. Linz 2018.
- Gusenbauer, Ernst: Krieg, Seuchen und kein Stück Brot. Kriegsgefangenenlager in Oberösterreich 1914–1921. Saarbrücken 2013 (Diss. Fernuniversität Hagen).
- Keupp, Heiner, Mosser, Peter u.a.: Schweigen – Aufdeckung – Aufarbeitung: Sexualisierte, psychische und physische Gewalt im Benediktinerstift Kremsmünster. Wiesbaden 2017.
- Meier, Christian: Das Gebot zu vergessen und die Abweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit. München 2010.
- Meier, Hans-Rudolf u. Wohlleben, Marion (Hg.): Bauten und Orte als Träger der Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege. Zürich 2000.
- Pollack, Martin: Kontaminierte Landschaften. St. Pölten, Salzburg, Wien 2014.
- Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Frankfurt/M. 2011.
- Streit, Ute, Kocher, Gernot, Schiller, Elisabeth (Hg.): Schande, Folter, Hinrichtung. Forschungen zu Rechtsprechung und Strafvollzug in Oberösterreich. Weitra 2011.
- Wallacek, Julia: Hinter Stacheldraht. Die Kriegsgefangenenlager in den Kronländern Oberösterreich und Salzburg im Ersten Weltkrieg. Innsbruck 2012 (Diss. Univ. Innsbruck).



MARCHTRENK Kriegsgefangenenlager

*Jeden Tag Regen. Traurige Gedanken nach
der Heimat. Langweilig, traurige Zeiten.*

Tagebucheintrag des Kriegsgefangenen
Adolf Braun, Juli 1915

„Und bitte, Marchtrenk war kein KZ!“ Das Verwechslungspotential kontaminierter Orte des 20. Jhs. ist zuweilen recht hoch. So hoch, dass der Marchtrenker Heimatforscher ausdrücklich und mehrfach darauf hinweist, dass das Kriegsgefangenenlager (KGL) des 1. Weltkriegs kein KZ war. Dass in Marchtrenk nicht willkürlich tausende Menschen gequält und getötet wurden.

Das KGL Marchtrenk mit seiner gleichförmigen Anordnung dunkler Baracken („Die schwarze Stadt“), der Lagerinfrastruktur und seiner schieren Größe (in der letzten Ausbaustufe sollten ca. 50.000 Gefangene interniert werden) gehört jedoch zu den Vorläufern jener unfassbaren Lager, die das 20. Jahrhundert zum Zeitalter der „Barackenstädte“ gemacht haben. Diese Lager der Nazis und anderer Diktaturen dienten der Repression, der psychischen und physischen Vernichtung, der völligen Entwürdigung des Menschen. Dies alles fand in Marchtrenk nicht statt.

Während des 1. Weltkriegs galt Oberösterreich als „Land der Lager“. Von 1914–18 bestanden neben Marchtrenk die großen Kriegsgefangenenlager Braunau a. I., Kleinmünchen, Wegscheid bei Linz, Mauthausen (siehe S. 10), Aschach a. d. D. und Freistadt. Für die Wahl der Standorte waren mehrere Faktoren ausschlaggebend. Die Kriegsgefangenen sollten möglichst weit entfernt der Fronten interniert werden. Flucht und

Kontaminierte Orte

Heimkehr wurden so erschwert. Notwendig waren günstige Verkehrsanbindungen (Gefangenentransport und Versorgung) und es sollten Flächen belegt werden, die für landwirtschaftliche Nutzungen minder geeignet waren.

Das Kriegsgefangenenlager Marchtrenk war in drei Ausbaustufen (Lager I – III; letztere wurde nicht in Betrieb genommen) errichtet worden und erreichte 1915 mit rund 35.000 Gefangenen seine höchste Belegung. Infrastrukturell funktionierte das KGL Marchtrenk als große, künstliche Stadt, die von der eigentlichen Ortschaft räumlich getrennt war.

Trotz einer durchdachten, aufwendigen Infrastruktur und zunächst relativ guten Versorgungslage verschlechterte sich die Situation des Lagers Marchtrenk und seiner Insassen durch die unerwartet lange Kriegsdauer und zunehmende Versorgungsengpässe. Im Winter 1917/18 kam es nach 1915 zu einer zweiten schweren Typhusepidemie. Insgesamt verstarben in Marchtrenk von 1914–18 ca. 1880 Gefangene (s. im Vergleich die deutlich höheren Opferzahlen im KGL Mauthausen).

Zu den Hauptproblemen, unter denen die Gefangenen zu leiden hatten, gehörten Beschäftigungslosigkeit und Langeweile. Die unklare Kriegssituation machte es für den Einzelnen unmöglich abzusehen, wann seine Internierung beendet sein würde.

Das KGL Marchtrenk ist bis auf den Lagerfriedhof (ausschließlich 1914–18 genutzt) und den Wasserturm (Wahrzeichen Marchtrenks) verschwunden. Nach 1945 wurde es von einer bestehenden Siedlungsstruktur, welche die Umrisse des KGL bis heute erahnbar macht, überbaut. Manche der bestehenden Häuser nutzten die Fundamentierungen der Lagerbauten.

Der Museumsverein Marchtrenk erarbeitete die Geschichte des KGL und richtete im Wasserturm einen musealen Erinnerungsraum ein. Seit 2014 ist ein mit erläuternden Tafeln ausgestatteter Erinnerungsweg durch das ehem. Lagergelände Teil des „Europäischen Friedenswegs“.



Ausschnitt des 1917 von der Militärbauleitung verfassten Übersichtsplans des KGL (Bauabschnitt 1)

Das Innere einer Lagerbaracke (undatiert)

Blick auf einen Teil der Lagerbaracken

- **Betrieb von 1914 – 1918**
- **Errichtung in drei Bauabschnitten mit einer geplanten Belegung von max. 50.000 Gefangenen**
- **Fertiggestellt nur die Bauabschnitte I und II; Höchstbelegung 1915 mit 35.000 Gefangenen**
- **umfangreiche Infrastruktur mit Verwaltungstrakten, Lagerspital, Quarantänelager, Schlachthof, Klärschlammverbrennung, Werk- und Arbeitsstätten, Lagerfriedhof**



MAUTHAUSEN

Kriegsgefangenenlager

Jeden Morgen geben sie uns drei Heringe mit Würmern zu essen ... Wie wilde Tiere schlafen wir auf etwas altem Stroh, ohne Decken.

Brief eines Kriegsgefangenen, Februar 1918

Grauenvolle historische Ereignisse und Entwicklungen können an *einem* Ort auf vielfältige Weise und zu verschiedenen Epochen geschehen. Dabei kommt es zuweilen zu irritierenden, ungewollten Kontinuitäten, die einem Ort ein besonders großes Kontaminationspotential einschreiben. Das markanteste Beispiel in Oberösterreich stellt der Marktflecken Mauthausen dar. Der Name Mauthausen weckt die sofortige Assoziation mit dem KZ Mauthausen. Dass auf der anderen Seite des Ortes während des 1. Weltkriegs eines der großen Kriegsgefangenenlager (KGL) Oberösterreichs lag, ist heute weitgehend vergessen.

Dies dürfte nicht nur daran liegen, dass sich kaum materielle Spuren des KGL erhalten haben. Möglicherweise kommt es zu einer fast zynisch anmutenden historischen „Überlagerung“ durch das KZ Mauthausen. Das dortige Grauen und die dokumentierte Gewalt und Vernichtung besitzen eine gegenüber dem KGL ganz andere, kaum fassbare Dimension. Mauthausen ist jedoch auch 1914–18 ein besonderer Ort des Grauens.

Auch wenn das k.u.k. Kriegsministerium den Eindruck vermitteln wollte, dass die österreichischen Kriegsgefangenenlager entsprechend der Haager Landkriegsordnung infrastrukturell und organisatorisch gut gerüstet seien, blieb dies vielfach Theorie. Besonders problematische Verhältnisse herrschten über weite Phasen des Betriebs im KGL Mauthausen. Der

nur schleppende Ausbau des Lagers und die mangelnden Hygieneeinrichtungen führten von Beginn an zur Verbreitung schwerer Seuchen (v.a. Flecktyphus). Weiterhin war die Versorgungslage über weite Strecken katastrophal und die Internierten wurden phasenweise sich selbst überlassen.

In der Folge lag die Sterblichkeit im KGL Mauthausen bereits im Winter 1914/15 bei bis zu rund 180 Menschen pro Tag. Insgesamt verstarben im KGL Mauthausen von 1914–18 geschätzt 11.000 Internierte. Damit entfällt alleine auf dieses Lager ein Großteil der in österreichischen KGLs zwischen 1914 und 1918 verstorbenen Gefangenen. Genaue Zahlen fehlen.

Eine weitere Kontinuität ist durch die bauliche Struktur gegeben. Für die Kriegsgefangenenlager des 1. Weltkriegs entwickelte man eine funktional orientierte Barackentypologie. Die Baracke wurde zum Signum für Haft und Internierung während des gesamten 20. Jahrhunderts und fand ihre brutalste Anwendung in den KZs der Nazis. Die Barackenlager des letzten Jahrhunderts waren künstliche „Städte“, die sich als geschlossene bauliche Systeme eigener sozialer Ordnung ideal eigneten, um Gewalt und Repression gegenüber den Internierten durchzusetzen.

Erhalten hat sich der große Lagerfriedhof, der auch von 1939–45 genutzt wurde. Er stellt hinsichtlich der Kontinuitäten in Mauthausen ein weiteres schreckliches Kapitel dar. Insgesamt wurden auf ihm rund 2000 jüdische Menschen in Massengräbern verscharrt, die während der Transporte in das KZ Mauthausen verstorben waren. Der „Praktikabilität“ halber verbrachte man ihre Leichen vom Bahnhof Mauthausen direkt zum Lagerfriedhof des 1. Weltkriegs.

Um auch dieser Toten angemessen gedenken zu können, gibt es aktuell Überlegungen zu einem diesen gewidmeten Mahnmal auf dem Lagerfriedhof.

Die oberösterreichischen Kriegsgefangenenlager des 1. Weltkriegs gerieten trotz ihrer Dimensionen und Opferzahlen weitgehend in Vergessenheit. Lokale Initiativen und Geschichtsvereine bemühten sich um Klärung und Darstellung. Die Gedenkjahre 2014 und 2018 brachten eine kurzzeitige „Welle“ der Beschäftigung in der umfangreich publizierten wissenschaftlichen Literatur zur Geschichte des 1. Weltkriegs.

Im Heimatmuseum Mauthausen befasst sich eine erst kürzlich neugestaltete Vitrine mit der spärlich dokumentierten Geschichte des KGL.



Gesamtansicht des KGL Mauthausen

Blick in eine belebte Lagerstraße

Postkarte eines italienischen Kriegsgefangenen

- Betrieb 1914 – 1918
- Gliederung in 8 Teillager mit jeweils 60 Baracken
- Höchstbelegung 1916 mit rund 40.000 Gefangenen
- aufgrund der desaströsen hygienischen und versorgungstechnischen Mängel starben im KGL Mauthausen mindestens 11.000 Menschen



SCHLÖGEN

Bettlerhaftlager

Das Land Oberösterreich hat es verstanden, das ... Bettlerunwesen mit einem Schlage zu beseitigen.

Bericht zu einer Sendung von Radio
Wien, 1936

Lager dienen der Aussonderung, der Repression, der „Erziehung“. Sie ermöglichen Gesellschaften und politischen Systemen, diejenigen, die man als schädlich oder gefährdend identifiziert, sozial zu isolieren und an dafür vorgesehenen Orten zu konzentrieren. Das 20. Jahrhundert wird immer wieder als „Jahrhundert der Lager“ apostrophiert. Verfolgt man aktuelle Debatten und Diskurse in rechtskonservativen Kreisen (nicht nur in Österreich), scheint das „Lager“ als probates Mittel der Problemlösung eine bedenkliche „Renaissance“ zu erleben.

Der österreichische Ständestaat schuf in den Jahren 1934–38 ein System von Anhaltelagern, in denen politisch missliebige Personen interniert wurden. Es handelte sich dabei nicht nur um Anhänger und Aktivisten der in Österreich verbotenen NSDAP. Auch Vertreter des linken Spektrums wurden zeitweilig inhaftiert.

Neben der politischen Gesinnung waren es vor allem die wirtschaftlichen und sozialen Verwerfungen (z. B. Arbeitslosigkeit, Armut und Obdachlosigkeit), die den Ständestaat in Folge der Weltwirtschaftskrise vor große Probleme stellten. Österreichweit nahm die Zahl derjenigen, die auf Betteln und Wanderbetteln angewiesen waren, rasch zu. Für das wachsende Bettlerwesen machte man allerdings weniger die wirtschaftlichen und sozialen Zeitumstände verantwortlich, sondern

Kontaminierte Orte

suchte die Ursachen häufig bei den Betroffenen selbst. Sie galten als asozial, kriminell und verunsicherten die „redlichen“ Teile der Gesellschaft. Die damaligen Diskussionen um die Bekämpfung des Bettlerwesens machen jedoch deutlich, dass man sich bewusst war, dass eine Lösung längerfristig nur durch sozialstaatliche Hilfen und Maßnahmen zu erreichen war.

In Oberösterreich verfolgte man dagegen eine extrem restriktive Strategie, diese Menschen von den Straßen zu holen und sie durch Arbeit und Zwang im Sinne des Ständestaatregimes zu „reintegrieren“. 1935 fasste man den Beschluss, ein Bettlerhaftlager nach dem Muster der Anhaltelager (der damalige Kanzler Schuschnigg sprach in diesem Kontext ausdrücklich von „Konzentrationslagern“) zu errichten. Realisiert wurde dieses einzige österreichische Bettlerlager in Schlögen. Man führte mehrfach landesweite Razzien durch, bei denen Bettler und Obdachlose (oft als „Zigeuner“ bezeichnet) aufgegriffen wurden. Viele wurden in der Folge ins Lager nach Schlögen verbracht, um dort diszipliniert zu werden. Die Aufenthaltsdauer betrug zumeist rund sechs Wochen.

In landschaftlich idyllischer Lage wurden die Aufgegriffenen interniert und zur Arbeit gezwungen (u. a. Bau der Nibelungenstraße). Das Interesse der Öffentlichkeit am Bettlerlager war groß und es fand ein breites Echo in den Medien der Zeit. Vor allem die rechte und konservative Presse feierte die Razzien und Internierungen als Erfolg.

Heute erfahren Bettler und Vagabundierende erneut eine weitgehende Stigmatisierung im rechten Polidiskurs. Für dieses politische Spektrum sind Städte und Orte ohne BettlerInnen der wünschenswerte „Normalfall“.



Das Bettlerlager in unmittelbarer Nähe zur Donau
Bewachte Zwangsarbeit beim Bau der
Nibelungenstraße

- Einrichtung des Lagers in Schlögen, Gemeinde Waldkirchen am Wesen
- Betrieb: Sommer 1935 bis zum „Anschluss“ 1938
- vier Wohnbaracken, umgeben von Stacheldraht
- Erstbelegung mit 134 Männern (nach der ersten landesweiten Bettlerrazzia in Oberösterreich, es folgten fünf weitere Razzien)
- bereits bis 1936 wurden rund 739 Männer durch das Lager geschleust
- nicht im Bettlerlager Schlögen Internierte wurden u. a. in Polizeigefängnissen untergebracht; dies galt auch für aufgegriffene Frauen



LINZ Prunerstift

Der widrige Geruch in den Gängen, ... die unheimliche Dämmerung in diesen verdüsterten Räumen, das Kettengerassel der an ihren Bettgestellen angeschlossenen Tollen ...

Bericht über das Prunerstift von
Anton Knörlein, 1851

Zu den Orten, die mit dem Enthusiasmus der Reform, des Heilens und der philanthropischen Sorge um den Menschen verbunden sind, gehören psychiatrische Einrichtungen (früher als Tollhäuser, Irrenanstalten etc. bezeichnet). Dass jedoch die wohlmeinenden Intentionen oft in ihr krasses Gegenteil verkehrt wurden, zeigen v.a. die psychiatrischen Einrichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie sind häufig gekennzeichnet durch Verwahrlosung und Verrohung. Man sonderte die vermeintlich nicht integrierbaren Mitglieder einer Gesellschaft ab. Dies geschah mit möglichst geringem Aufwand. Es handelt sich um Orte eigener Ordnung, die durch die Verwerfung des Sozialen gekennzeichnet sind. Orte, Räume und Methoden entsprachen nur sehr selten den Bedürfnissen der Seelenkranken. Die Durchsetzung und Einhaltung der für uns heute selbstverständlichen diagnostischen und therapeutischen Standards stellt eine recht junge Entwicklung dar. Für die PatientInnen sind psychiatrische Einrichtungen bis heute Orte der Stigmatisierung.

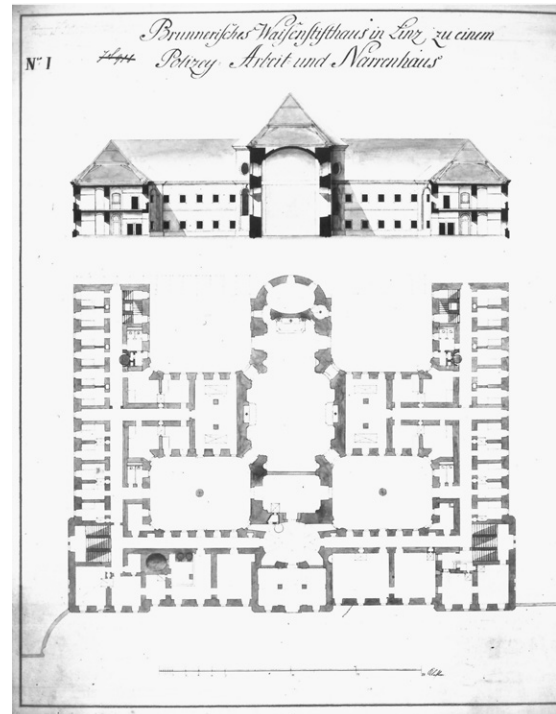
Mit der Nutzung des durch den Linzer Bürgermeister Johann Adam Pruner (1672–1734) gestifteten sog. Prunerstifts (erbaut 1734–39) als offizielle Irrenanstalt ab 1833 beginnt in Linz und Oberösterreich die institutionalisierte Betreuung und Verwahrung von psychisch Kranken. Bereits ab 1788 waren Geisteskranken in einem gesonderten Trakt des Stiftes („Tollhaus“) untergebracht.

Kontaminierte Orte

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts machte die Beurteilung psychischer Erkrankungen und die Verwissenschaftlichung der Psychiatrie deutliche Fortschritte. Man widmete sich mehr dem individuellen Einzelschicksal und verfeinerte die Diagnostik. Viele der in dieser Phase theoretisch begründeten Behandlungsansätze fanden jedoch nur vereinzelt Eingang in die pflegerische Praxis. Auch die Frage der optimalen Unterbringung und der Ausgestaltung der Anstalten spielte vermehrt eine Rolle. Human gestaltete Räumlichkeiten sollten die Heilungschancen verbessern.

Im Linzer Prunerstift war von alledem nichts zu spüren. Die Kranken wurden, nach Geschlechtern getrennt, in 24 vergitterten Zellen mehr notdürftig verwahrt als medizinisch betreut. Viele waren ganztägig mit Ketten fixiert. Ausgebildetes medizinisches Personal fehlte bis zu einer Anstaltsreform im Jahr 1834. Eine psychiatrische Behandlung im Wortsinn fand nicht statt. Die Wärter besserten ihr Gehalt dadurch auf, dass sie die Kranken gegen Trinkgeld Neugierigen vorführten.

Die katastrophalen hygienischen Verhältnisse im Prunerstift verschlechterten sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts massiv. Neben mangelnder Versorgung war es die zunehmende Überbelegung der mehrfach nur notdürftig erweiterten Anstalt, die das Wohl der Insassen gefährdete. Abhilfe sollte ab den 1860er Jahren der Neubau einer modernen Landesirrenanstalt (siehe S. 16) bringen.



Grundriss und Aufriss des Prunerstiftgebäudes (Ende 18.Jh.)

- erbaut 1734–39 als Anstalt für Waisenkinder und Bedürftige
- 1786 aufgelöst durch Joseph II.
- bis 1833 Findelhaus und Gebäranstalt
- ab 1788 Einweisung der ersten Irren
- 1833–1867 Irrenanstalt
- seit 1979 Musikschule der Stadt Linz



LINZ

Psychiatrische Klinik Niedernhart

*Nehmen wir die E-Schock-Behandlung.
Schrecklich war, dass wir ... diese Behandlung
reihenweise durchführen mussten. Von dreißig
Leuten haben etwa zehn diese Behandlung
bekommen. Im nächsten Saal wieder.*

Werner Schöny, Ärztlicher Leiter 1991–2011,
zu den Verhältnissen in den 1970er Jahren

Als Ort einer Architektur gewordenen, humanen Utopie des Heilens kann man den noch heute bestehenden Bau der ehem. Landesirrenanstalt Niedernhart (heute Teil des Neuromed-campus der JKU Linz) charakterisieren. Außerhalb der Stadt, landschaftlich bevorzugt gelegen (Ruhe, Licht und Luft) sowie räumlich und funktional optimiert, sollte eine psychiatrische Klinik entstehen, die gegenüber den katastrophalen Zuständen im städtischen Prunerstift tatsächlich heilsam auf die seelisch Kranken wirkt. Über weite Phasen ihrer Geschichte, die mit einem Landtagsbeschluss 1863 (Bauzeit 1864–67) beginnt, blieb dies allerdings ein unerfüllter Wunsch. Die Stigmatisierung der Kranken, das Verbergen des Problems hinter Klinikmauern und die unzureichende therapeutische Beschäftigung mit dem Individuum machten Niedernhart für lange Zeit zu einem Ort des Elends.

Der oberösterreichische Landtag fasst 1863 den Plan für eine großzügige, bei Bedarf erweiterbare Anlage für 228 PatientInnen. Die geplante Kapazität reicht jedoch schon kurze Zeit nach der Eröffnung nicht mehr aus. Bis weit ins 20. Jh. hinein wird die Überbelegung neben einer oft fehlenden Qualifikation der Pflegekräfte eine der Hauptursachen für die mangelhafte Unterbringung und medizinische Versorgung der PatientInnen sein. Bereits 1878 sind 358 PatientInnen in Niedernhart untergebracht, 1892 sind es rund 500. Der sprunghafte Anstieg der

Kontaminierte Orte

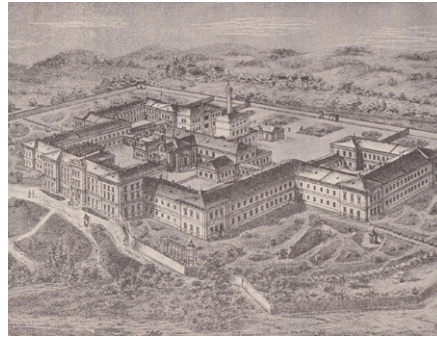
Belegzahlen ist symptomatisch für das ausgehende 19. Jahrhundert, das nicht nur durch ein Anwachsen der Städte, sondern auch durch eine Zunahme der seelischen Erkrankungen gekennzeichnet ist. Bis 1912 wächst die Belegung in Niedernhart auf ca. 800 Betten.

Während des 1. Weltkriegs verschlechtert sich die Lage extrem. Es herrscht massiver Personalmangel bei gleichzeitig katastrophaler Versorgungslage. Der Ort einer therapeutisch heilenden Utopie wandelt sich endgültig zu einem Ort des Leidens. Es steht zu vermuten, dass die psychisch Kranken während der Kriegsjahre 1914–18 als schwächstes, vielleicht überflüssigstes Glied gesehen und behandelt wurden. Es sterben in der Klinik mehr als 1000 Menschen an den Folgen des Mangels.

Während der Nazizeit war Niedernhart Teil der NS-Euthanasie. Einer der Hauptverantwortlichen, SS-Obersturmbannführer Rudolf Lonauer, vermerkte in seiner Funktion als Klinikleiter im Januar 1945 stolz, dass man aufgrund seiner Maßnahmen Niedernhart nun als Großlazarett nutzen könne.

Auch nach 1945 blieb der Platzmangel ein großes Problem. Phasenweise waren in Stationen für 20 Patienten rund 100 untergebracht. In der Nacht wurden die Tagesräume mit Strohliegen zu Schlafsälen umfunktioniert. Die therapeutischen Möglichkeiten blieben lange unzureichend.

Wesentliche Reformen und diagnostische wie therapeutische Neuansätze, die vermehrt eine möglichst große Autonomie der PatientInnen fördern wollen, wurden auch in Niedernhart verstärkt ab den 1970er Jahren umgesetzt.



Ansicht des 1867 fertiggestellten Klinikgebäudes

Frauengarten der Außenstelle der Psychiatrie Niedernhart in Schloss Gschwendt (vor 1897)

Ein in den 1960er Jahren notdürftig zum Schlafsaal umfunktionierter Aufenthaltsraum

- ehem. Landesirrenanstalt Niedernhart
(heute Teil des Neuromedcampus Linz)
- Planung und Erbauung: 1863–1867 (zunächst für 228 Betten)
- Architekten: Johann Metz und Franz Weinberger
- 1938–45 Teil des Euthanasieprogramms der Nazis
- mehrere Erweiterungen und Außenstellen; aktuell ca. 660 Betten



LINZ

Sozialpädagogisches Jugendwohnheim Wegscheid

*Ich bin nach Wegscheid gebracht worden ...
Und hab´ dort eine neue Hölle, eine noch viel
schlimmere erlebt. ... Wegscheid war damals von
nach innen geneigtem Stacheldraht umzäunt.*

Wolfgang Loy, überstellt nach Wegscheid
im Mai 1966

Zu den problematischsten Orten sozialer und psychischer Kontamination gehören Heime und Erziehungsinstitutionen für Kinder und Jugendliche. Für diese sollten sie idealerweise einen Schutz- und Entfaltungsraum bieten. Betrachtet man die Geschichte der Heime bis in die jüngere Vergangenheit, so waren es jedoch häufig Orte, Räume und Systeme, die im Gegenteil die Gewalt und den Missbrauch von weiten Teilen des Personals an den sogenannten „Zöglingen“ schützten und deckten. Dass man überhaupt die in Heimen lebenden Kinder und Jugendliche als eigenständige, autonome und gleichberechtigte Persönlichkeiten wahrnimmt und entsprechend mit ihnen umgeht, ist einer noch recht jungen Entwicklung und vielfältigen Reformbemühungen seit den 1970er Jahren geschuldet. Dieser Prozess ist nicht linear verlaufen. Bereits im Wien der Zwischenkriegszeit gab es Bemühungen in diese Richtung. Sie wurden allerdings außerhalb Wiens und im ländlichen Raum nicht umgesetzt. Ein massiver Rückschritt hin zu repressiver, von Aggression und Gewalt geprägter „Erziehung“ in Heimen lässt sich nach 1945 beobachten.

In diesen zeitlichen Kontext hinein erfolgt 1949 die Gründung des Jugendwohnheims Wegscheid, in dem bis 1990 hinsichtlich der pädagogischen Erfordernisse besonders katastrophale Zustände herrschten. Das wesentliche Ziel der Heimerziehung war die Beseitigung und Eindämmung der „Verwahrlosung“

von Jugendlichen. Auf deren familiären und persönlichen Hintergrund wurde nicht eingegangen. Man wertete ihr Verhalten oft als kriminell und asozial. Bei den gerichtlich verfügten Einweisungen nach Wegscheid fällt auf, dass die richterliche Begründung fast immer gleich lautete. Eine Einzelfallwürdigung fand nicht statt.

Nach Wegscheid kamen besonders schwierige männliche Jugendliche, die in einem gefängnisartig gesicherten Bau (vergitterte Fenster, nach innen geneigter Zaun) untergebracht wurden. Sie trafen auf Betreuer und Erzieher, die bewusst ausgewählt wurden, um mit den „harten Jungs“ fertig zu werden. Ehemalige Soldaten, Nazis, Polizisten etc., fast alle ohne pädagogische Ausbildung, sollten Individuen nicht fördern, sondern „abnormes“ Verhalten brechen und unter Kontrolle halten. Es etablierte sich das „System Wegscheid“, in dessen repressiv-gewalttätige Struktur auch privilegierte „Zöglinge“ („Kapos“) eingebunden waren. Ein solches System basiert und fördert Gewalt. Sie war durchaus akzeptiert, und die „g’sunde Watschen“ (eine grobe Untertreibung) ein alltägliches Erziehungsmittel.

Der Geländezaun wirkte nicht nur nach innen. Das „System Wegscheid“ schützte sich mit ihm auch gegen unliebsame Einblicke von außen. Neben der Verhinderung von Flucht (die mit drakonischen Maßnahmen wie „Besinnungszelle“ (Isolationzelle, bis in die 1980er Jahre) und Kopfscheren bestraft wurde, war man vor allem auf den „guten Ruf“ des Heims bedacht. Nichts oder nur Positives sollte nach außen dringen. Entsprechend sah die Informationspolitik gegenüber der Öffentlichkeit aus.

Spätestens ab den frühen 1970er Jahren waren die Zustände nicht mehr zu verbergen. Linke Initiativen („Öffnet die Heime“) klagten an und drängten auf Verbesserungen. 1990 standen 16 Jugendliche rund 60 Festangestellten gegenüber. In dieser Situation wurde Alois Brandstätter als neuer Leiter berufen. Er strukturierte das Heim um und versuchte die Institution längst gültigen Prinzipien einer zeitgemäßen Jugendpädagogik anzupassen. Die endgültige Schließung erfolgte 2016.

Die Kontamination des Ortes übertrug (und überträgt sich bis heute) auf die Betroffenen. Wer im Heim war, wird häufig in der Außenwahrnehmung stigmatisiert. Nicht nur Traumatisierungen wirken fort, sondern auch die Vorurteile und Ablehnung der Gesellschaft.



Körperliche Arbeit als „Erziehungsmittel“

Die zur Fluchtverhinderung nach innen geneigte Umzäunung des Heims

Der bis in die 1980er Jahre bestehende „Besinnungsraum“ wurde als Arrestzelle nach „Verfehlungen“ eingesetzt

- 1934 – 38 Holzbaracken dienen als Kinderheim in Linz-Wegscheid
- 1949 Beschluss zur Einrichtung eines behelfsmäßigen Heims für Jugendliche
- 1952 – 54 Neubau eines Heimgebäudes
- 1977/78 Neubau und Erweiterung (v. a. Sportanlagen) des Heims nach massiven Protesten gegen die herrschenden Zustände
- 1990 Berufung Alois Brandstätters zum neuen Leiter (bis 2006); Reform- und Umstrukturierungsprozess
- 2016 endgültige Schließung



KREMSMÜNSTER

Benediktinerstift

*Oder auch bei dieser sexuellen Handlung ...
hat er gegrinst. Also es war immer dieses
Lächeln, da hat man gewusst: Jetzt, o Gott,
jetzt passiert irgendetwas Furchtbares.*

Konviktsschüler, 70er Jahre

Als mit einem kurzen Artikel in den Oberösterreichischen Nachrichten vom 11. März 2010 erstmals über Missbrauch im Benediktinerstift Kremsmünster berichtet wird, beginnt ein komplexer Vertuschungs-, Enthüllungs- und Aufarbeitungsprozess. Dieser besitzt, wie inzwischen aus unzählbaren Vergleichsfällen weltweit ersichtlich, einen geradezu exemplarischen Charakter. Von Stiftsseite aus spricht man zunächst von Einzelfällen, spielt die massiven Taten herunter, bekundet Reue und bittet um Entschuldigung. Dies reicht nicht aus. Die Opferzahl (ca. 100 insgesamt) steigt rasch, das Geschilderte erhält eine verstörend kriminelle Dimension und sowohl Öffentlichkeit als auch Justiz reagieren auf die Vorwürfe. Wo immer es möglich ist, versucht das Stift zu beruhigen, auszuweichen. Der Druck von Opferseite, Öffentlichkeit und Justiz zwingt jedoch zur differenzierten, transparenten Aufarbeitung in mehreren Etappen. An deren Ende steht nicht nur die strafrechtliche Ahndung einiger Täter (der Hauptangeklagte Pater Alfons Mandorfer wird 2013 rechtskräftig zu 12 Jahren Haft verurteilt), sondern eine vorbildliche, 2017 gegen den Widerstand des Stifts veröffentlichte wissenschaftliche Studie. Das Stift Kremsmünster selbst wird mit dem Missbrauchsskandal zu einem höchst widersprüchlichen Ort.

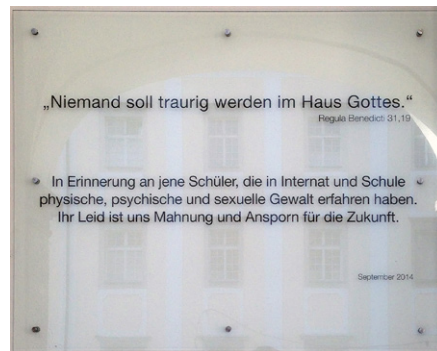
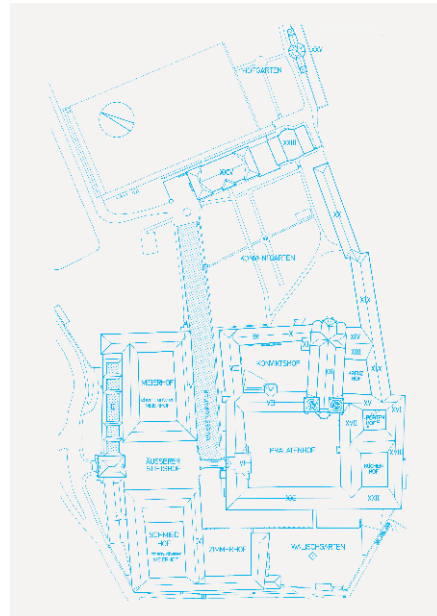
Wie bei kaum einem anderen Beispiel der Ausstellung stehen im Fall des barocken Benediktinerstifts Kremsmünster die his-

torische Bedeutung und künstlerische Pracht der Institution im Widerspruch zu den Taten, die sich hinter diesen Mauern über einen langen Zeitraum ereignet haben. Wie eine Gottesburg thront das Stift über Kremsmünster. Seinem Selbstverständnis nach ist es ein Ort der Liebe Gottes, der Caritas, der Verbreitung und Festigung des Glaubens. Zugleich kann die Stiftsanlage aber auch als bauliche Struktur und Symbol für Geschlossenheit gelesen werden. Diese Abgeschlossenheit der Institution („eine andere Welt“, Schüler der 1990er Jahre) war, wie die wissenschaftliche Aufarbeitung zeigte, Voraussetzung für die Etablierung eines Missbrauchssystems durch katholische Priester und Lehrer seit spätestens den 1970er Jahren. Herrschende Hierarchien, Scham und Angst der Opfer, bewusste Ignoranz der Institution gegenüber den Tätern und Taten, die Bewahrung des glanzvollen Rufs und andere Faktoren trugen dazu bei, dass die Täter über lange Zeit gegenüber Schülern Gewalt und sexuellen Missbrauch ausleben konnten. Eine wirksame Kontrolle des Gymnasiums und des Konvikts durch die Leitungsinstitutionen des Stifts fand bewusst oder aus Fahrlässigkeit nicht statt. Man verstand sich als Eliteeinrichtung und schaute weg.

Insgesamt wurden die Bemühungen um Aufklärung und Aufarbeitung unter den Opfern und in der Öffentlichkeit sehr kontrovers beurteilt. Kritisiert wird bis heute die mangelnde Bereitschaft, wirklich offen und empathisch auf die einzelnen Betroffenen einzugehen. Auch das deutliche Interesse des Stifts, v. a. den „guten“ Ruf zu wahren, führte zu Unmut.

Die Missbrauchsoffer verlangten ein direktes, mahndendes Gedenken am Ort selbst. Opfervertreter wollten sich am Gestaltungsprozess beteiligen, was letztlich, trotz gegenteiliger Beteuerungen von Stiftsseite, unterblieb. An der Gestaltung und Formulierung der heute angebrachten Gedenktafel wurden sie nicht beteiligt.

Auf der aktuellen Homepage des Stifts wird der Missbrauchsskandal unter dem Stichwort „Geschichte“ erwähnt. Man verweist auf die wissenschaftliche, juristische und kircheninterne Aufarbeitung, ohne die tatsächliche Dimension des Skandals erkennbar zu machen. Das traumatische Leid Einzelner wird ausgeblendet. Auf der Homepage dominiert ansonsten der historisch-kunstsinnige, touristisch attraktive Ort des dem Glauben verpflichteten Stifts.



Grundriss der Stiftsanlage

Die 2014 im Durchgang vom äußeren Stiftshof zum Gymnasium ohne Abstimmung mit den Opfern angebrachte Gedenktafel

- **Benediktinerstift Kremsmünster (Diözese Linz)**
- **gegr. 777**
- **ab Mitte des 17. Jahrhunderts Ausbau der bestehenden barocken Stiftsanlage**
- **seit 1549 „öffentliche Schule“**
- **ab 1804 Konvikt**
- **1938 – 1945 NS-Oberschule und Schülerheim**
- **seit 1990 Koedukation**
- **2010 Beginn der Aufarbeitung des Missbrauchsskandals**
- **2013 Schließung des Internats mangels Auslastung**



Nachsatz #9 erscheint zur Ausstellung Kontaminierte Orte 2019/2020.

Ein Projekt des afo architekturforum oberösterreich

Kurator: Georg Wilbertz

Szenografie: Leonie Reese

Produktion afo: Franz Koppelstätter, Roland Laimer, Ursula Reiter,
Mariya Zhariy

afo architekturforum oberösterreich

Herbert-Bayer-Platz 1, 4020 Linz

Tel. +43 (0)732/786140

office@afo.at / www.afo.at

Dank an

Alois Brandstätter | Architekturbüro 1 | Bundesdenkmalamt, Abteilung für
Oberösterreich | Ralf Drack, Infoladen Wels | Reinhard Gantner, Museums-
verein Marchtrenk | Gregor Graf | Michael John | Martin Kaltenbrunner |
Elfi Kotrba, Josef Winterberger – Heimatmuseum Mauthausen | Gemeinde
Lochen am See | Bernhard Mühleder, Mauthausen Memorial | Martin Kaiser,
Michael Neudorfer, Alois Pillichshammer – Würfelspielhaus Frankenburg
| Oberösterreichische Landesbibliothek | OÖ Nachrichten | Hansi Raber |
Christian Schepe, Fineartprinting | Franz Staudinger | Thomas Rammerstorfer
| Museum Volkskundehaus – Ried i. L.

Impressum

Herausgeber: afo architekturforum oberösterreich

Redaktion: Franz Koppelstätter

Konzeption der Reihe Nachsatz: Gabriele Kaiser

Texte

S.3: Martin Pollack

Alle anderen Texte: Georg Wilbertz

Lektorat: Thomas Taborsky

Grafische Bearbeitung: Gertrude Plöchl

Bildbearbeitung: Christian Schepe

Druck: Kontext Druckerei GmbH

Bildnachweis

S.3: GS Filmproduktion

S.8, S.10, S.12, S.14, S.16, S.18, S.20: afo architekturforum oberösterreich

S.9: Museumsverein Marchtrenk

S.11: Heimat- und Museumsverein Mauthausen

S.13: Radio Wien, Programmzeitschrift vom 25. Oktober 1935 (oben),

Magdalena Planitzer, Diplomarbeit, Wien 2015 (unten)

S.15: NORDICO Stadtmuseum Linz, Archivnr. NA-036866

S.17: Oö Landesarchiv: Oberösterreich 1918–1938 IV; 2016 (oben),

Oö Landesauschuß: Niederhart & Gschwendt, Heil und Pflegeanstalt für

Geisteskranke; Linz 1897 (Mitte), OÖ Nachrichten: Eine irre Geschichte;

2017; M.Wolf (unten)

S.19: M.John, W.Redner Ausstellungskatalog: „Wegscheid“

S.21: Bundesdenkmalamt: Österreichische Kunsttopographie, Band 43/1;

Wien 1971 (oben), Martin Kaltenbrunner (unten)

S.22: Violetta Wakolbinger

Nachsatz #9 erscheint im Eigenverlag mit einer Auflage von 400 Exemplaren

Gesetzt in Unifers

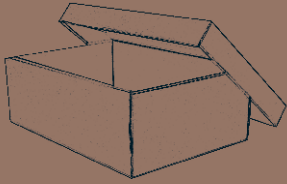
Sämtliche Rechte vorbehalten

© Linz, Jänner 2020

Das afo architekturforum oberösterreich wird unterstützt von



www.afo.at Das afo ist Teil des Netzwerkes Architekturstiftung Österreich.



ierete Orte